

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 18

Artikel: Dr. Emanuel Friedli : ein getreuer Hüter bernischen Volkstums
Autor: Jaggi, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dr. Emanuel Friedli

ein getreuer Hüter bernischen Volkstums

von A. Zaggi, Bern — Fortsetzung und Schluß

Die Begegnung mit Otto von Geyerz und der Weg zum Bärndütsch

In den sieben Wochen, die Friedli, mit Gartenarbeit beschäftigt, in Bürglen verbrachte, lernte er Otto von Geyerz kennen, der mit den Seinen zum Bruder auf Besuch kam und dem bisherigen Gottstatter Pfarrer eine Anstellung am schweizerischen Idiotikon in Zürich vermittelte. Während der dortigen sechs unfrohen Jahre keimte in Friedli allmählich die Idee zu seinem Werk, und zwar mehr oder weniger im Widerspruch zum Verfahren des Idiotikons. Was dieses anstrehte, war zur Hauptfache eine Sammlung von sprachwissenschaftlich oder kulturgeschichtlich und volkskundlich interessanten Wörtern, Wortbildungen, Wendungen und Redensarten — ein an sich natürlich berechtigtes und verdienstliches Unternehmen. Allein Friedli wollte mehr. Er sah die Sprache in erster Linie als Spiegelbild der Volksseele und des Volkscharakters auf und wollte sie nicht losgelöst von ihrer lebendigen Unterlage schildern, der Arbeit, des Sonn- und Werktags, des Spiels, der Fest- und Trauerzeiten, d. h. er stellte sich die Aufgabe, im Spiegel der Sprache ein anschauliches Bild des gesamten Volkslebens zu zeichnen.

Es verstand sich für ihn von selbst, daß man bei einem solchen Unternehmen unmittelbar und sozusagen eigenhändig aus dem Volke schöpfen müßte; denn das Schönste und Wertvollste an gemütreicher, praktischer Lebensweisheit, ethischem Empfinden und religiösem Sinn lebte, so war er überzeugt, im Verborgenen und konnte hier wundervollen sprachlichen Ausdruck gefunden haben, ohne daß man diese Schätze jemals mit Hilfe eines Fragebogensystems in irgend eine beliebige Zentrale einzuziehen vermochte. Die Liebhaber der Wunderblumen müssen selbst auf die Suche gehn; sie werden ihnen nicht von Dritten geliefert.

Sprache und sprachliche Erscheinungen interessierten Friedli aber auch um ihrer selbst willen, und es war ihm, als ob er dem Bodenständigen, Träfen, Bündigen und auch Zarten in ihnen zu Hilfe kommen müßte. Nach seinem Empfinden war dieses ähnlich bedroht, gefährdet und notleidend wie das arme Volk der Weber und Steinhaldehäuerlein. „Existenzkämpfer“, so nannte er all das, was im Bereich des Tieres, der Pflanze, des Menschen und des Geistes mühsam um sein Dasein rang und sich mühsam für dieses wehrte. „Existenzkämpfer“ — das war für ihn ein inhaltsreicher Begriff, zeitweise bis zum Rande gefüllt von eigener, schmerzlich verwundender Erfahrung.

Während der erwähnten sechs Zürcher Jahre verbrachte Friedli jeweils den Monat August im Berner Lande, sah in Bürglen Otto von Geyerz und legte diesem etwa um 1900 seine Ideen dar. Er betonte, daß er zu ihrer Durchführung von Landschaft zu Landschaft reisen und den selbst an Ort und Stelle gesammelten Stoff auch da verarbeiten müßte. Otto von Geyerz erfaßte fogleich, was Friedli in noch etwas wilden und unklaren Umrissen vorstrebte und ging mit warmem Interesse, doch zugleich vorsichtig und kritisch auf seine Gedanken ein. Am treffendsten hat hierüber Otto von Geyerz selbst berichtet: „Von schwankender Gesundheit und zu Melancholie geneigt, mit Familiensorgen belastet, unbekannt in der Gelehrtenwelt und ohne Ausweise über regelmäßige oder gar abgeschlossene Fachstudien, so stand der kleine Mann mit den großen Plänen vor mir. Ausgerüstet wie David bloß mit Schleuder und Stein, aber voll Glauben. Was er erstrebte und mir entwickelte, war ein unklares Gewoge von Arbeitsplänen, denen die Kraft der kristallisierten“

den Grundidee noch fehlte. Allein über die Reinheit der Begeisterung, die nicht der Hauch eines eitlen, selbstsüchtigen Gedankens trübte, konnte man nicht im Zweifel sein.“*) Daß dies Otto von Geyerz nicht war, ist ein Verdienst. Was Friedli vorläufig am dringendsten brauchte, das war Vertrauen. Er erhielt es.

Die Hauptfrage war nun, wie sich die notwendigen Geldmittel beschaffen ließen. Im Jahre 1901 kam man überein, bei der Bernischen Regierung um eine Unterstützung des geplanten Werkes nachzuforschen. Otto von Geyerz übernahm die Aufgabe und sprach beim damaligen Unterrichtsdirektor Dr. Gobat vor, mit dem Erfolg, daß dieser am Schluß des Gespräches verfügte: „Der Mann soll mir eine Probe machen“.

In den Augustferien 1901 ging Friedli auf von Geyerz' Rat zu Simon Gfeller auf die Egg bei Lützelflüh und verfaßte dort zwei Textproben: „Käserei“ und „Spinnen und Weben“. Otto von Geyerz stellte die Arbeit in Maschinenschrift mit den vorher vereinbarten eigenhändig eingefügten phonetischen Beichen Regierungsrat Dr. Gobat zu. Dieser erwiederte mit einem schmeichelhaften Kompliment.

Am Ziel war man aber damit noch lange nicht. Zunächst galt es, einen Verleger zu suchen und Verträge zu schließen, um sich so Anhaltspunkte zu verschaffen für die Berechnung der finanziellen Seite. Otto von Geyerz entschloß sich ohne jegliches Zögern, bei A. Franke anzuklopfen. Dieser machte am 10. Mai 1902 an Friedli bestimmte Vorschläge, unter der Voraussetzung, daß die Regierung gewisse Leistungen an den Autor übernehme. Es galt also, mit dieser weiter zu unterhandeln. Der Unterrichtsdirektor ließ, um seinerseits die nötigen Unterlagen zu erhalten, durch Otto von Geyerz ein eingehendes Gutachten ausarbeiten. Er sollte u. a. Kunst geben über den literarischen und ethischen Wert dieser Publikation; er sollte erklären, in welcher Weise „die Beaufsichtigung für die Durchführung dieses Werkes“ seiner Auffassung nach am besten zu gestalten sei und ob er Friedli als unzweifelhaft befähigt zu dieser Arbeit halte. Dieses Gutachten vom 18. August 1902 — es umfaßt vierzehn handgeschriebene Quartseiten — ist in seiner Art ein kleines Meisterstück. Da spricht ein Mann voll Wärme für ein schönes und wichtiges Unternehmen, aber zugleich mit nüchterner Gründlichkeit und Überlegung, in den entscheidenden Punkten mit besonderer Klarheit, ja geradezu Schärfe. Die Versuchung lag nahe, Schwierigkeiten und Bedenken mehr oder weniger zu verschleiern. Von Geyerz tat es nicht und stellte die Sache überhaupt in keiner Beziehung günstiger dar, als sie zunächst war. Gerade diese kernhafte Art muß viel dazu beigetragen haben, die Regierung für das Werk zu gewinnen. Es stand ein Mann dafür ein, auf den offenbar Verlaß war. So vertraute sie ihm und seiner Fürsprache.

Natürlich vergaß von Geyerz in seinem Gutachten nicht, auch den unmittelbar praktischen Zweck des Unternehmens zu betonen. Er zeigte, wie gelegentlich Ärzte, Richter, Geistliche, Lehrer „obwohl unter dem Landvolk lebend, dennoch in kein erfreuliches Verhältnis zu ihm treten können, weil sie es nicht verstehen. Ja . . . die durchaus natürlichen ehrbaren Neuerungen des Landvolkes, seine altertümliche Sprache, seine Sitten und Gebräuche gering schätzen, ohne eine Abneigung zu haben,“

*) Bärndütsch, Werbeschrift für Emanuel Friedlis Bärndütsch, als Spiegel bernischen Volkstums, S. 1. In der Schilderung des Anteils Professor Dr. Otto von Geyerz, an Friedlis Bärndütsch lehne ich mich eng, zum Teil wörtlich an meinen Artikel an, in „Unserm Otto von Geyerz zum 60. Geburtstag“, A. Franke A.-G., 1923, S. 46 ff. Die zuvor kommende Erlaubnis des Verlages sei hier bestens verdankt.

daz in diesen Dingen die tüchtige Eigenart des Volkes . . . sich fort erhält".

Weiß man eigentlich auf dem Lande, was für einsichtige Fürsprecher ihm oft gerade in der Stadt erwachsen?

Von den Mitgliedern der einzuführenden Kommission sagte er, sie würden „nicht als Zensoren, sondern als wohlwollende Ratgeber mitarbeiten, welche der Individualität des Verfassers gerne diejenige Freiheit einräumen, die er zu einer freudigen Arbeit nötig hat“.

Die Einsetzung einer solchen Kommission hatte Friedli übrigens selbst — und mit gutem Grunde — gewünscht und angezeigt. Sie hat sich in jeder Hinsicht bewährt. Otto von Geyr er war ihr Präsident von 1902 bis August 1907, und dann wieder von 1916 bis heute. Er besorgte während dieser Zeit den umfangreichen schriftlichen Verkehr mit der Regierung und dem Autor fast völlig allein. Für Friedli und sein Werk standen Präsident und Kommission ein, wo es immer nötig war, und mit stets gleichbleibendem Wohlwollen. Besonders zeitraubend für die Mitglieder der Kommission, vor allem für ihren Präsidenten, war die Lektüre der Manuskripte.

Mößliche Folgen für das Bärndütsch hatte, um das hier vorauszunehmen, der Krieg. Infolge der unverhältnismäßig gestiegenen Kosten war die Drucklegung der im Manuskript fertigen oder nahezu fertigen Bände Twann und Almwangen vorherhand unmöglich geworden. Da gründete Otto von Geyr im Sommer 1920 die „Bärndütsch-Gesellschaft“, um Geldmittel zu beschaffen. Sie veranstaltete Vorträge, Vorleseabende, theatrale und musikalische Aufführungen und endlich die „Bärndütsch-Feste“, das erste im Sommer 1922.

In der Klausur und unter dem Volke

An seinen Arbeitsstätten trat Friedli mit schier zahllosen Menschen in Verbindung, schaute ihnen aufs Maul, spitzte das Ohr und hielt mit fleißigem Stift fest, was er hörte und wie er es hörte. Mit seinem ursprünglichen, lebendigen Interesse für die Sprache und das Volksmäßige steckte er Besucher und Besuchte an und machte sie zu seinen Mitarbeitern. „Da hätte Friedli Freudel“ hieß es am Familientisch, wenn im Gespräch zufällig besonders seltes und auffälliges Kultur- und Sprachgut zum Vorschein gekommen war, „wir wollen es auffschreiben und ihm mitteilen“. Auch stiefelte er überall herum. Er habe sein Bärndütsch mit den Beinen geschrieben, so pflegte er zu sagen — nur mit bedingtem Recht; er hat es vielmehr mit dem Herzen getan. Verblüffend rasch fähte er jeweilen an seiner neuen Wohnstätte Wurzeln und nahm innigen Anteil an Wohl und Wehe der ihn Umgebenden. Ohne das wäre es ihm niemals in dem erreichten Maße gelungen, in Sprache, Ortsbrauch, Glauben und Empfinden des Volkes einzudringen. Er erfuhr, wo die einzelnen der Schuh drückte, worunter sie litten, was sie erstrebt, kurz, was sie im Innersten beschäftigte. Er wußte, wer in der Fremde war, aus ihr zurückkehrte oder demnächst verreisen wollte. Er, der in eigenen Angelegenheiten sich nicht leicht zurechtfand, verstand es, andern oft sehr vernünftig zu raten und in rein menschlichen Dingen ihren Sinn läuternd zu lenken. So erlangte er auf nicht wenige, ohne es eigentlich zu

wollen, geistigen Einfluß. Wenn er erzählte, wenn er Menschen schilderte und deutete, wenn er abwog zwischen Recht und Unrecht, lobte und tadelte, anerkannte und aussegte, so war alles kernhaft und bedeutsam. Er konnte auf ein langes Leben mit reichen Erfahrungen zurückblicken, und so pflegte er sich selbst als seinen eigenen Sohn zu bezeichnen, wenn er von dem, was er im Laufe der Zeit gelernt, zu sprechen begann. Man hatte dann das Gefühl, die Wendung „i bi mi Suhn“ charakterisiere den geistigen Tatbestand wirklich zutreffend.

Vermutlich wissen diejenigen, denen gegenüber Friedli sich in dieser oder jener Hinsicht nicht als ebenbürtig empfanden durfte, nicht ganz, was für ein innerer Reichtum in ihm steckte, weil er sich dann nicht so frei und unbefangen zu geben vermochte.

Was ihn am tieffsten mit den Menschen verband und ihm den Zugang zu ihnen erschloß, das war, es sei wiederholt, das Wissen um die Not, die er von Kindesbeinen an gekannt hat. Es bewegte ihn eine tiefe Liebe zu denen, die es im Leben schwer haben, zu den Mühseligen, die sich mit Haferstaub und Räsmilch durchkämpfen müssen. Seiner „blutarmen, aber grundehrlichen“ Eltern erinnerte er sich bis ins höchste Alter jeden Abend mit Dank, wenn er mit seinem Schöpfer Zwiesprache suchte.

Das Falsche und Schadhafe bekümmerte ihn in allen Lebensbereichen, nicht zuletzt in den wirtschaftlichen und sozialen. Wo er Untüchtiges bemerkte oder zu bemerken glaubte, rief das seinem Tadel. Er murkte z. B., wenn er auf seinen Wanderungen auf den Berglägern die Sauerampfer wuchern sah; umgekehrt dankte er denen innerlich, die „von einem Stern zum andern“ arbeiten, sorgsam haushalten und einteilen.

Für sich stellte er an das Leben die denkbar bescheidensten Ansprüche und war von einem unermüdlichen Fleiß, auch dann, wenn ihn Gebrechen plagten. Simon Gfeller, dessen selbstlose Hilfe dem Band Lüchelflüh stark zugute gekommen ist, hat ihn mehr als einmal mit nasser Kompressen auf der Stirne angelassen, „am Schreibtisch sitzend und eifrig arbeitend. Dampfwöllein schwieben über seinem Kopfe — auch ein Heiligschein“. Dankbar sei hier auch seiner längst verstorbenen zweiten Frau gedacht, die mittelbar sein Werk gefördert hat. Sechs oder siebenmal ist sie mit ihm umgezogen und hat die Mühen seiner Arbeit überhaupt willig mitgetragen. Seine letzten Jahre betreute eine Tochter, die aus Amerika zu ihm zurückkehrte.

Das monumentale Werk, das Friedli hinterläßt, hat selbstverständlich auch seine Schwächen. Es scheint uns, seinen Zeitgenossen, nicht ganz selten zu breit und zu massig; auch wünschten wir ihm mehr künstlerische Rundung und Entfaltung. Allein es ist nicht sicher, daß die künftigen Geschlechter in hundert, zweihundert oder mehr Jahren unserer Auffassung zustimmen. Sie werden vermutlich auch nicht den wissenschaftlichen Teil der Arbeit, die Ableitungen und Deutungen, am meisten schätzen, sondern vor allem das, was das unwillkürliche Interesse und die Liebe für den Gegenstand gesehen, erlauscht, erkundet und in Treue aufgezeichnet hat. Freuen wir uns des großen Schatzes, der hier gehoben wurde.

Dr. h. c. Emanuel Friedli starb im Alter von 92 Jahren am 5. April 1939 in Saanen.

Dr Alltag

C. M. Tanner-Aeschlimann

Dr Alltag ha ou sunnig sy,
We's scho heißt, är sig grau.
Är het nid öppe Näbel gärn,
Het lieber ds Himmelsblau.

Un es liegt numme grad a dir
Z'bestimme ds täglech Gwand,
So wie nes jedersch Möntschechind
Gys Glück het i dr Hand.

Wär freudig gäng sy Arbeit tuet,
Die gringschi ou im Hüus,
Weiß, was dr Alltag sunnig macht,
— Es chunnt vo innen aus!